

Vom Flackern des Feuers

Wer hat mich gerufen, mitten in der Nacht? Ist da etwas, ein grauer Schatten an der Wand? Riecht es nach Feuer und Russ? Seid ihr es, Freunde? Oder ist es nur ein Raunen im Geäst der Bäume, ein verlorenes Flüstern im Wind? Ruft jemand aus den uralten Eiben auf dem schmalen Grat des Hundsbucks oder aus den weisslich-gelben Steinhalden aus nacktem Kalk? Es gibt welche, die dort schlafen, länger schon, Jahrmillionen. Sie sind erstarrt, versteinert, ein Abguss, liegen begraben dort, wo einst ein Meer war, sind zu Fossilien geworden. Und haben doch einst gelebt, geliebt, gezeugt, gelitten, haben es hinter sich gebracht, sind gestorben, wer weiss, wie.

Schemenhaft beginnt der Traum: Eine Landschaft, zuerst unscharf, verschwommen die Konturen, die Bäume, das Geäst. Es ist Vorfrühling, einer jener Tage wie vor allem Beginnen, die hellgrauen Buchenstämme über dem rotbraunen Laub und dahinter der klare, hellblaue Himmel. In allem eine unbestimmte Verheissung. Nach und nach nehmen die Schemen Gestalt an, Gesichter treten hervor, werden schärfer. Seid gegrüsst, Freunde. Wir sitzen um das Feuer wie einst die verschworene Bande, Tote und noch Lebende. Das kleine Feuer flackert im sanften Wind, es riecht würzig nach Buchenholz und nach den getrockneten Lindenblüten in der russgeschwärzten Gamelle. Ich trinke Tee mit den Toten.

Oft dieser Traum oder ein ähnlicher. Manchmal ist es Sommer. Es riecht nach getrocknetem Gras und den Waldblumen des Sommers: Akeleien, Wildrosen, Türkenbund. Im Schatten der Wälder, die bereits die leise Melancholie des späten Sommers in sich tragen, leuchtet

das Gelb der ersten Eierschwämme zwischen den Föhrennadeln und Heidelbeersträuchern. Das Feuer grösser, knisternder, die Föhrenzweige knacken, wenn sie richtig brennen, ein Tannzapfen verglüht und streut Funken, die noch lange glimmen. Und langsam fällt die Dämmerung ein, verweilt, bis auch sie sich im Dunkel verliert. Die Konturen der Gesichter verschwimmen in den länger und länger werdenden Schatten.

Oder es ist Herbst und das Laub ist golden, gelb und rot geworden. Noch ist Wärme im Waldboden. Es duftet nach Pilzen: Röhrlinge, Täublinge und ab und zu der durchdringende faulige Geruch einer Stinkmorchel. Die Blätter schimmern feucht, schon liegt ein leichter Nebeldunst zwischen den Sträuchern, er weicht nur langsam den Sonnenstrahlen, die tiefer in das Waldesinnere kriechen. Das Feuer schon zögernder, voll verdampfender Feuchtigkeit, schärfer der Rauch und beissender in den Augen.

Oder dann die kahle Leere des Frühwinters, bevor der erste Schnee gefallen ist, der Boden tief bedeckt mit noch luftigem Laub, der Blick schweifend durch das Geäst bis zum Kamm der Lägern hinüber, scharf konturiert gegen das blasse kraftlose Blau des Himmels. Das Feuer ist nur schwer in Gang zu bringen, erst wenn die kleinsten Späne endlich brennen, beginnt es zu lodern, es knackt und knistert und ein schwelender Rauch füllt die klare Luft. Und welch ein Glück, es findet sich ein halbverfaultes Stück Dachpappe. Es qualmt lange im Feuer, aber wenn es endlich brennt und der anfänglich dicke weissgraue Rauch in schwarze Wolken übergeht, steigt der Geruch nach brennendem Teer auf, scharf und leicht süsslich. Noch heute ist er mir im Gedächtnis haften geblieben und zwingt mich, näher zu treten, wenn bei Strassenarbeiten Teer erhitzt wird. Dann steigt die Erinnerung übermächtig in mir auf.

Wisst ihr noch, Freunde? Die trüben kalten Nachmittage im November unter der aargauischen Hochnebeldecke. Der lange Weg von Baden über die Hochbrücke nach Wettingen zum Sportplatz Scharten. Die beim Einlaufen noch frischglänzenden Trikots, das schwarzweissrote des FC Baden, die rot-weiss gestreiften Leibchen und die Ringelsocken der Mannschaft aus Kreuzlingen, die Farben derer von Gränichen, Winterthur oder der Rotsterne von Zürich, nach einer Viertelstunde bereits dreckverkrustet, bereit, nach dem Spiel von einer der Ehefrauen wieder gewaschen zu werden zu neuem Tun. Die gewaltige, eiserne Stirn des Mittelläufers Egli, von der die Abschlüge des gegnerischen Torwarts wie an einem Gummifaden zurück in den Strafraum prallten, die Riesenschritte des später im Krieg gefallenen deutschen Verteidigers Heinrich, der fast immer zuerst am Ball war und ihn über das Dach der alten Holztribüne hinweg in die benachbarten Schrebergärten beförderte, oder die Schreie des Badener Torwarts Päuli Winiger «haaaanen», wenn er glaubte, den Ball erreichen zu können und dazu Platz benötigte. Die Pause bei Halbzeit, wenn der Bewegungsdrang der Buben sie nicht mehr hielt, und zwanzig oder dreissig von ihnen sich des Balles bemächtigten, der herrenlos in einem der Tore gelegen hatte, ein brüllender Knäuel, der sich von einem Tor zum anderen hin und her bewegte, der Ball irgendwo in der Mitte drin, und hinter dem Haufen her kläffend ein Hund, für die frierenden Zuschauer oft unterhaltsamer als das richtige Spiel. Und hier ist auch Bobowitsch, der unvergessliche Zwerg mit dem alten Gesicht und seinem vor den Bauch geschnallten Holzkasten mit Zigaretten, Schokolade oder ähnlichem, während er die dünnen Zuschauerreihen entlang des Feldes abschreitet, er, den wir duzten, weil er nicht grösser war als wir Elf- bis Vier-

zehnjährigen, und der das nicht übelzunehmen schien, weil es eben sein Schicksal war, über das wir uns keine weiteren Gedanken machten, wenn wir ihn nachäfften: «Zigaretten, Schuhbündel, Nudelsuppe» und dann leiser, verschämter: «Pariser».

Später der Heimweg, zurück über die Hochbrücke, über die der Biswind vom Höhtal her riss und zerrte, zurück in den endenden Sonntag, der schon zu dunkeln begann, enttäuscht oder beglückt über den Ausgang des Spieles, über uns der eintönig graue Novemberhimmel, vor uns der bestimmt kommende Montag. Nur ein niedriger Holzzaun und ein Streifen Sägemehl trennten uns damals von den Helden unserer kleinen Welt, deren Ruhm für uns ein grenzenloser war.

Kennt ihr es noch, Freunde, das graue Haus jenseits der Hochbrücke? Holzbestuhlung, abgewetzt die Lehnen, voller Kerben wie die Pistolenkolben der Wildwesthelden. Die Balustrade auf Holzsäulen, durch eine schmale gewundene Treppe erreichbar, oben zwei oder drei Stuhlreihen, direkt darüber der Strahl des Projektors aus gebündeltem Licht. In meiner Erinnerung hat es hier immer nach Schiesspulver gerochen. Es war unser «Cinema Paradiso», unsere Wiege der Welt oder unsere Scheinwelt, wenn man es so will, das alte Kino Orient, die Revolverküche. Es hat unsere Erziehung nachhaltiger beeinflusst als die Lehrer es taten. Moralisch minderwertig und jugendverrohend, hat das Urteil gelautet. Erziehung zum Revolverhelden, eine Schule des Verbrechens. Dabei hat am Ende immer das Gute gesiegt, etwas, das im wirklichen Leben durchaus nicht so ist. Aber als mildernden Umstand hat man das nie gelten lassen. Erlaubt ab 16 Jahren. Als die älteren der Freunde schon regelmässig hingingen, waren wir um vierzehn und wollten auch. Wer hätte es uns verdenken können!

Es war die Pflicht derer, die uns mit ihren Schilderungen den Mund wässrig gemacht hatten, uns Jüngere unter Umgehung der Türkontrolle einzuschleusen. Die Sonntagnachmittage, an denen ohnehin zu Hause niemand wusste, wo wir uns herumtrieben, dienten für die ersten Versuche. Das Herzklopfen wurde belohnt, als die Hufe über die Prärie donnerten und Eisenbahnen und Postkutschen in die Luft flogen. Allmählich dehnten sich die Besuche auf den Mittwochabend aus, ein Tag, an dem etliche der dem Ganzen ablehnend gegenüberstehenden Väter gewöhnlich Ausgang hatten. Der Jüngste von uns musste von seiner Mutter vor der Rückkehr des gestrengen Herrn wieder rechtzeitig eingeschleust werden, was zu manch kritischer Situation geführt hat. Dank seiner verständnisvollen Mutter hat er den grünen Bogenschützen von Edgar Wallace sehen können, ein Erlebnis, von dem er noch jahrelang gesprochen und gezeht hat.

Anfassbar erschien uns damals die Zeit und sie dünkte uns lange, endlos, fast unendlich, nicht wie später, als sie zu rasen begann. Und sie trieb uns gemächlich vor sich her wie Blätter im Wind.

Und wie ist es nun mit der Bilanz, Freunde? Haben wir etwas verpasst, das uns zugestanden hätte? Es gab nichts, was uns gefehlt hat, es war alles drin. Was man nicht kennt, kann man nicht vermissen. Zählen zuletzt auch die verpassten Möglichkeiten? Mehr steht uns nicht zu, weder denen, die noch leben, noch denen, die schon vorausgegangen sind. Und wie ist es mit dem nächtlichen Totentanz? Niemand wird ihn mehr träumen, wenn wir alle verschwunden sind.

Noch rieche ich manchmal den Duft nach brennendem Teer. Dann bin ich in Gedanken bei den abwesenden Freunden und sie sind mir ganz nahe.